

# Damals, im Kartoffelkrieg

Die unterschätzte Frucht: Die Kartoffel kennt, wie der Humor und die Dummheit, keine Grenzen, sie schmeckt überall. Und sie ist der Beweis, dass aus Deutschland auch Gutes kommen kann.

Von Jaroslav Rudis

Einer der vielen vergessenen Kriege in der Geschichte Mitteleuropas ist der sogenannte Kartoffelkrieg 1778/79. Um ein paar Kartoffelsäcke ging es damals nicht, eher um Macht und ein Land: Bayern. Der Konflikt zwischen Preußen und Österreich entflammte nach dem Tod des bayerischen Kurfürsten Maximilian III. Joseph und ist auch als der bayerische Erbfolgekrieg bekannt. Im Sommer 1778 marschierten die preußischen Truppen in Böhmen ein. Hier spielte sich der kleine Krieg ab, vor allem an der Iser und Elbe im Norden und im Osten des Landes, wo ich herkomme.

Wenn man die Dorfchroniken von damals durchblättert, dann versteht man, was die Kartoffeln mit dem schwefeligen Geruch von Schießpulver verbindet und warum die Auseinandersetzung den Namen „Kartoffelkrieg“ bekam. Die tschechischen und deutschsprachigen Dorfbewohner vom Riesengebirge sahen verwundert den schlecht versorgten preußischen Soldaten zu, wie sie im Juli 1778 nach den Hühnerställen deren kleine Felder plünderten und die kleinen, noch nicht reifen Kartoffeln gleich auf dem Acker in der Asche brieten oder oft auch roh verspeisten, um den Kriegshunger zu stillen.

Viele Knollen waren grün. Schon damals wusste jedes Kind: Die grünen Kartoffeln sollte man lieber nicht essen, weil sie ein wenig giftig sind. Die Bauern dachten: Daher kommen die Bauchschmerzen und Darmkrämpfe, an denen viele Soldaten leiden. Das stimmte sicher auch; doch Tausende Männer erkrankten und starben vor allem an der Bakterienruhr, die man sich von den Kartoffeln nicht holen kann. Es war nicht der erste und der letzte Krieg, in dem es um Kartoffeln ging.

Die Kartoffeln, diese kulinarischen Migranten aus Südamerika, waren damals ziemlich neu im Mitteleuropa; doch sie haben sich schnell und massenhaft verbreitet. Bevor man damit angefangen hat, die Früchte im gesalzenen Wasser zu kochen, staunte man vor allem über die Schönheit der weiß-lila gefärbten Blüte. Kurz hatte man Kartoffeln als Zierblumen in den Gärten und Schlossparks angepflanzt.

Dass sie wirklich schön sind, wissen auch die Kneipenhelden einer Erzählung

des tschechischen Schriftstellers Bohumil Hrabal, die sich beim Bier darüber streiten, welches Blümchen das schönste auf der ganzen Welt sei. Es ist nicht die Rose, nicht die Tulpe und noch nicht einmal eine Chrysantheme, sondern eine „brambora“, wie wir Tschechen zur Kartoffel sagen. Etymologisch verbindet die Bezeichnung übrigens die böhmischen Berge und Täler mit dem flachen Brandenburg, auf Tschechisch „Braniborsko“. Wenn man als Tscheche dieses unförmige holprige Wort ausspricht, hat man das Gefühl, es wiegt so viel wie eine Tonne Kartoffeln.

„Dies sei der Beweis, dass aus Deutschland auch gute Dinge kommen können“, sagte mein Großvater dazu, ein überzeugter Kommunist aus einer Kleinbauernfamilie, der sich am Ende des Krieges den Partisanen anschloss. Im Februar 1945 versteckten sich im Heu auf dem Dachboden seines Hauses im kleinen Dorf namens Tuhaň zwei ausgehungerte sowjetische Kriegsgefangene, auf die er im Wald traf. Es gelang ihnen, dem von den Deutschen angetriebenen Todesmarsch aus den Lagern im Osten Richtung Westen zu entfliehen. Sie hatten Glück – für einen Moment, muss man leider sagen.

Auf dem Holztisch stand ein riesiger Topf von „kyselo“, einer einfachen, günstigen Suppe aus Sauerteig, die man zum Frühstück und Abendessen gegessen hat, und zwar jeden Tag, wie mein Großvater erzählte. Ein wichtiger Bestandteil dieser in der Tat ewigen Mahlzeit, die auch die deutschen Bergbewohner in Böhmen und Schlesien als „Kübelsauer“ oder „Schuruppe“ kannten, bilden neben den Steinpilzen und Eiern die Kartoffeln. In ganz Polen ist übrigens die deftigere Wurstvariante Żurek als Nationalgericht bekannt. Im Brotlaib serviert, hilft die Suppe wunderbar gegen Kater.

Mein Großvater liebte seine Kartoffeln und beschätzte sie wie einen Schatz. Er wusste, wenn man sie im Keller hat, übersteht man auch die schlimmste Hungersnot des Krieges. Die Sowjets liebten „kyselo“ und auch den schwarzen Tee mit Rum, der danach serviert wurde, zur Abwehr der Februar-Kälte und Vorbeugung vor schlechter Laune. Auch Rum wird in Mitteleuropa oft aus leicht verfäulenden, stinkenden Kartoffeln gemacht, denn Zuckerröhre aus Südamerika konnte man bei uns nicht anbauen, das war und ist einfach zu teuer. Man muss ehrlich sagen, pur schmeckt der billige Kartoffelschnaps ziemlich furchtbar, im Tee löst sich der schwere Beigeschmack aber schnell auf. Er ist ein wunderbares Wintergetränk.

Die Sowjets hatten meinem Großvater versprochen, ihm nach Kriegsende beizubringen, wie man aus Kartoffeln Wodka brennen kann, der sollte viel besser schmecken als der Rum. Doch dazu kam es leider nicht. Im Mai, nachdem sie ihm geholfen hatten, die Kartoffeln in die endlosen Reihen zu legen, wurden sie von der Roten Armee befreit und zugleich verhaftet. So kommt es in der Geschichte. Stalin hatte den Kriegsgefangenen, die die deutschen Lager überlebten, nicht vertraut; sie waren für ihn Verräter, erzählte man sich damals.



Illustration Jaromír 99

Die beiden haben sich bei meinem Großvater nie wieder gemeldet. Vermutlich landeten sie in einem der sibirischen Gulags, wo man nach der schweren Waldarbeit in der dünnen Brühe vergeblich nach Kartoffeln suchte. Wenn man Glück hatte, fand man eine Kartoffelschale. Einige Jahre führte man in der Tschechoslowakei, in Polen und in der DDR wieder einen Krieg um Kartoffeln. Anfang der fünfziger Jahre, in der Zeit des schlimmen Stalinismus, verbreitete sich in Europa, und zwar nicht zum ersten Mal, der kleine buckelige Kartoffelkäfer. Er kann in kürzester Zeit ganze Landstriche auffressen. Die Genossen in Warschau, Prag und Ost-Berlin machten für die landwirtschaftliche Katastrophe die Amerikaner verantwortlich. Diese sollen die sozialistischen Länder mit dem Ungeziefer aus Flugzeugen bestreut haben.

Der Kampf gegen den „Amikäfer“ oder „Coloradokäfer“, wie man sagte, wurde zu einer Schlacht des Kalten Krieges. Die Kinder in Sachsen, Böhmen oder jetzt im polnischen Schlesien mussten nach der Schule auf die Felder gehen, wo sie sich stundenlang über die grünen Pflanzen beugten. Es sah fast wie bei einem Gottesdienst unter freiem Himmel aus, als wenn die Schüler und deren Lehrer vor Gott niederknieten, dem allmächtigen Kartoffelgott. Die Käfer sammelte

man in Gläser, danach ertränkte man sie im Wasser. Mein Großvater mischte es immer mit ein wenig Kartoffelschnaps. „So sind die Ungeziefer sicher tot, und es tut ihnen nicht so weh“, sagte er. Man musste sich immer viele Sorgen um die kleinen runden schmutzigen Kinder unter der Erde machen. So schaute sich mein Großvater den Acker am liebsten im Winter an: verschnie, verschlafen, auf das Frühjahr wartend.

Die mitteleuropäische Küche kann man sich heute ohne die gelben Knollen kaum vorstellen. Man kann sich nur fragen: Was haben unsere Vorfahren in der Vorkartoffelzeit eigentlich stattdessen als Beilage oder oft sogar als Hauptspeise gegessen? Einen Brei? Wirklich? Ähnlich wie die menschliche Dummheit oder der Humor kennen auch die Kartoffeln keine Grenzen. Als Böhme weiß ich, dass die Bierqualität leider sehr unterschiedlich sein kann; doch die Kartoffeln, die schmecken immer. Und dort, wo man Kartoffeln zubereitet, da ist man zu Hause.

Wie unterschiedlich aber die Kartoffelgerichte dabei schmecken können! Allein die Kartoffelsuppe: In Böhmen ist sie oft ziemlich klar, wird im Gasthaus als eine würzige Gemüsebrühe mit viel Majoran serviert; in Deutschland verändert sich die Suppe in eine schwere, oft fast unbewegliche Masse, wo der Löffel stehen

kann, eine Art Kartoffelbrei mit Würstchen. In Polen kocht man viele Kartoffeln mit Möhren und Gurken zusammen, so entsteht die phantastische Gurkensuppe. In Finnland ist die Kartoffelsuppe wieder klarer, statt Würstchen schwimmen im Teller Lachsstücke.

Oder die Pellkartoffeln: In Böhmen isst man sie mit Butter und Quark. In Oberösterreich werden die Erdäpfel oder „Erdbirnen“, wie man auch sagt, kurz in Milch gekocht, um danach im tiefen Meer an Leinöl zu versinken. Mit dieser strengen mitteleuropäischen Antwort auf Olivenöl aus dem Süden wird in den kleinen Dörfern der Kartoffelsalat zur Weihnachtszeit zubereitet, der sich auch von Land zu Land deutlich unterscheidet und doch überall so fabelhaft schmeckt.

Mein Lieblingsessen bleibt aber der schön fettige „bramborák“, also Kartoffelpuffer. Auch der wird in Tschechien anders zubereitet als in Deutschland: kein Apfelsaum, sondern viel Knoblauch und Majoran. Die Rezepte variieren von Land zu Land, von Region zu Region, sogar von Dorf zu Dorf. Im Böhmerwald, im Dreiländereck zwischen Tschechien, Bayern und Oberösterreich, wird in diese Kartoffelpizza Kraut und Geselchtes gewickelt. Klar ist, nach diesem Mittagessen kann man keinen Marathon laufen. Doch das machen die Einheimischen sowieso nicht.

Der Kartoffelkrieg von 1778/79 trägt übrigens in Böhmen noch einen anderen Spitznamen, den „Zwetschgenkrieg“ oder auch „Zwetschgenrummel“. Nachdem die ausgehungerten Preußen alle Kartoffeln aufgeessen hatten, fielen sie über die Obstbäume her. Doch nicht nur die Kartoffeln, sondern auch die Pflaumen waren klein und noch lange nicht reif. Dies machte die Bauchkrämpfe in den Soldatendärmen noch unerträglich.

Die Preußen und Österreicher hätten mit dem Krieg einfach ein paar Monate abwarten sollen. Denn wenn die Zwetschgen schön dunkelblau sind, so wie die preußischen Uniformen, dann kann man aus Pflaumen und Kartoffeln eine heutzutage eher vergessene, einfache und für böhmische Verhältnisse fast vegetarische Mahlzeit zubereiten: die gekochten Kartoffeln mit ein wenig Speck und Schmalz im Topf mit Obst anbraten und durchmischen. Es schmeckt wirklich lecker. Danach muss man natürlich ein Bier trinken. Und der Hunger auf alle Kriege der Welt löst sich in Luft auf.

Jaroslav Rudis, Jahrgang 1972, ist tschechischer Schriftsteller, Drehbuchautor und Dramatiker. Im März erscheint bei der Edition Thänhäuser sein Band mit Kurzprosa „Der Besuch von Herrn Horváth“. Auf der Leipziger Buchmesse erhält er den Preis der Literaturhäuser 2018. Er lebt in Berlin und in Lomnice nad Popelkou im Böhmischem Paradies.

## Zwei Jahre zu viel, ein Nierentisch zu wenig

Das Kunstmuseum Harvard zeigt nach fünfjähriger Vorbereitungszeit eine Inventur der deutschen Kunst von 1943 bis 1955

Das Skandalon einer neuen Ausstellung im nordamerikanischen Harvard Art Museum ist ein winziger Bindestrich: „Inventur: Kunst in Deutschland 1943–55“ lautet der Titel. Durch Ausschluss der zweiten „19“ rücken die beiden Jahreszahlen nah zueinander und bilden eine Zeitkapsel, als lägen nicht unermessliche Abgründe zwischen 1943 (Kapitulation in Stalingrad, Liquidierung des Gettos in Warschau, Bombardierung Hamburgs, Liquidierung des Gettos in Wilna) und der ersten Documenta im Sommer 1955. Doch die Daimler-Kuratorin Lynette Roth (Jahrgang 1976), die fünf Jahre lang an dieser Ausstellung gearbeitet hat, lädt Besucher ein, frisch über knapp fünfzig Maler und Bildhauer nachzudenken, die zwischen 1889 und 1935 geboren wurden, die Zeit des Nationalsozialismus und den Krieg als Künstler durchlebten und auch noch nach 1945 weiterwirkten. Man möchte sagen: neu anfangen. Doch es soll ja gerade um die Kontinuität „1943–55“ gehen.

Trotzdem führt die Ausstellung das Wort „Inventur“ im Haupttitel. Das bedeutet Bestandsaufnahme. Geht es also doch um einen Neuanfang? „Inventur“, so Roth, bedeutet „eine Sichtung nicht nur des künstlerischen, sondern auch des physischen und moralischen Bestands“. Das ist ein hohes Ziel, das die ausgestellten Werke, wo es um die moralische Dimension geht, kaum einlösen. Nach drei Stunden in der Präsenz dieser Kunst ist man erschlagen von ihrer Trivialität *en masse*. Was sollen diese verbogenen Drähte, aufgesteckten Schnüre, bunten Lackkleckse und Metalldreiecke angesichts von Hunderttausenden von Menschen, die 1945 nichts mehr hatten, die nämlich heimgesucht werden von Erinnerungen an Bomben, Folter, Hunger, existenzielle Bedrohung, maßlose Erniedrigung, eiseige Todesmärsche? Vor Otto Dix' „Hiob“ (1946) stehend, sagt eine New Yor-



Luftig, nur scheinbar solide: Hans Uhlmanns „Männlicher Kopf“ (1942) Foto Artists Rights Society

ker Journalistin: „Das Selbstmitleid der Deutschen ist doch schwer erträglich.“

In der Pressevorschau macht sich unter den älteren Journalisten Widerstand breit. Für die Jüngeren ist die Zahl 1943 kein „icon“ des Grauens mehr, sondern „no problem“, wie der junge Herausgeber einer Online-Zeitung schnippisch bemerkt. Doch bei den Älteren hat Roth die Erwartung geweckt, „dass diese Kunst ein Schlüssel zum Verständnis der kulturellen Identität der Deutschen im zwanzigsten Jahrhundert“ sei. Die New Yorkerin zuckt vor Hermann Glöckners „Räumliche Brechung eines Rechtecks“ (1945) mit den Achseln: „Ich sehe nicht, wo hier über das Deutschein nachgedacht würde.“

Das ist wahr, doch man kann diese Ausstellung auch ganz anders angehen. Leiser und bescheidener, wie in Günter Eichs Gedicht „Inventur“ (1945) vorgezeichnet, von dem die Ausstellung ihren Titel bezieht und das als eigene kleine Galerie im Herzen der Ausstellung installiert ist. In der genauen Mitte des Gedichts heißt es: „Im Brotbeutel sind / ein paar wollene Socken / und einiges, was ich / niemand verrate.“ Das Verborgene kann das Lebensnotwendigste sein; aber eben auch das, worüber in Deutschland noch sehr lange nicht gesprochen wurde. Das bildnerische Äquivalent ist George Grosz' Aquarell von 1948 „Entwurzelung (Maler des Lochs)“ das einen Maler zeigt, der von seinen Bildern umgeben ist: Jedes zeigt eine Leerstelle, ein ausgebranntes Loch.

Das Bild gehört Harvard, ist aber nicht Teil der Ausstellung, weil es in Amerika entstand. Dieses Loch, das es fortan bei Deutschen, Exilanten und Juden geben sollte, wird in vielen der 160 Objekte in dieser Ausstellung durch eine sehr schöne, farbenreiche Materialität zugedeckt (in Werken von Louise Rösler, Hann Trier, Tho-

mas Grochowiak, Ernst Wilhelm Nay, Hannah Höch, Fritz Winter, K. O. Götz). Die attraktivsten Bilder der Ausstellung sind Willi Baumeisters farbinventive Abstraktionen. Grochowiak, Mitglied der Gruppe „junger westen“, organisierte 1952 die Ausstellung „Mensch und Form unserer Zeit“, die kommerzielle und industrielle Produkte und Kunst zusammenführte. Die Idee (so schon im Bauhaus) war Umerzweckung der Massen durch modernes Design: Tapeten, Duschvorhänge, Geschirr. Eine Rosenthal-Vase von Willi Baumeister, zwei Tapetenwände und ein PVC-Duschvorhang mit schwarzem Gittermuster von Erwin Spuler sind da, in dem Roth skeletthafte Überreste seiner früheren Ruinenbilder sehen will. Es fehlt nur ein Nierentisch, resopalbeschichtet oder mosaikbesetzt. Der tiefste Satz des Katalogs erscheint als Zitat in einer Fußnote: „Fritz Winter war sich nicht zu schade für eine Plastikschlecke.“

Man kann etwas Heldenhaftes in den Versuchen erkennen, nach den Jahren des Grauens wieder sehr schöne Dinge des Alltags herstellen zu wollen, und Ab-

straktion ließ der Phantasie freieren Lauf als Figürlichkeit; beides jedoch trägt in dieser Schau zur Ermüdung des Besuchers durch Leere und Trivialität bei. Aufregend sind die dunklen Werke: Rupprecht Geigers „Russisches Kriegstagebuch“ (1941/42); Juro Kubicécs „Zum Geburtstag des Ministers“, ein Doppelakt, den er im Postkartenformat in „Mein K(r)ampf“ klebte; Fritz Winters „Triebkräfte der Erde“, sattbraune von weißen oder blauen Kräften durchblitzte Bilder, die er während eines Heimaturlaubs von der russischen Front im Januar 1944 malte (Winter war dann bis 1949 in russischer Kriegsgefangenschaft), Karl Hofers „Ruinennacht“ (1947) und Gerhard Altenbourgs bewegende Zeichnung „Ecce Hom. Sterbender Krieger“ (1949). Diese Werke innerlich umgetriebener, unruhiger Menschen zeigen, was eine deutsche Kunst auch hätte sein können: fragend, aufrüttelnd, entnervt, zweifelnd.

Das kühnste Werk der Schau ist Hans Uhlmanns „Männlicher Kopf“ (1942), ein nur scheinbar solider, metallener Osterinselkopf mit Hitlerzügen und nur 30 Zen-

timetern Höhe, der sich beim näheren Betrachten als luftiger Hohlkopf erweist. Er war unter den letzten Werken, die Uhlmann in Nazi-Deutschland noch schaffen konnte. Schon im Sommer 1945 organisierte Uhlmann eine Ausstellung mit dem Titel „Nach 12 Jahren“ und unterstrich darin „den Anteil des deutschen Volkes am Kriegsgrauen“, so die Kuratorin Roth im Katalog.

Man kann sich solche Informationen aus dem gelehrten Katalog zusammensuchen. In der Schau aber, die verdientvoll so viel zusammenbringt, ist man genau wie die Betrachter damals auf sich selbst gestellt. In der letzten Galerie hängt Baumeisters ikonische Abstraktion „Großes Montaru“ (1953) neben der Prä-Pop-„Schreibmaschine“ (1955) des damals gerade zwanzigjährigen Konrad Klapheck. Dieser Kontrast ist so aufregend und so zukunftsweisend, dass man alles, was davor kam, schon vergessen hat. SUSANNE KLINGENSTEIN

**Inventur – Art in Germany, 1943–55.** Harvard Art Museum, Boston, bis 3. Juni 2018. Der Katalog ist bei Yale University Press erschienen und kostet umgerechnet 45 Euro.

IN MEMORIAM

Hannelore Hort

† 11. Februar 2015

In liebevoller Erinnerung  
Peter Hort und Familie